



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Elisabeths Erinnerungen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Elisabeths Erinnerungen.



a saßen wir nun, meine Mutter und ich, in der großen Stadt und beobachteten von unsern Fenstern aus das bewegte Treiben auf den Gassen und Straßen. Ein verwitweter Gymnasialdirektor hatte uns einen Teil seiner Dienstwohnung vermietet. Unser Lebensunterhalt kostete nicht viel, daher befanden wir uns in der angenehmen Lage, reichlich Gastfreundschaft üben zu können. Viele meiner Kunstgenossinnen, welche mit mir die Malerakademie besuchten, gingen täglich bei uns ein und aus.

Im Mansardenstübchen des Hauses wohnte ein Student der Theologie mit einem guten Gesicht; er hieß Steffens. Unser Wirt gewährte ihm unentgeltlich Wohnung, Licht und Feuerung. Als die Mutter dies erfuhr, lud sie Herrn Steffens ein, jeden Nachmittag bei uns Kaffee zu trinken. Hierdurch ward er unser täglicher Gast.

Eines Tages gingen wir gemeinsam aus, um Schlittschuh zu fahren. Weil aber das Eis nicht mehr blank war, entschlossen wir uns zu einem Spaziergange in den Wald. Dort begegnete uns ein Herr, der schon von weitem meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Als er näher kam, sah ich, daß lange blonde Locken ein schönes Jünglingsgesicht umrahmten.

Klaus, wie kommst du hierher? rief Steffens freudig überrascht und stellte mir den uns begrüßenden als Herrn Studiosus Schwanenburg vor. Wir unterhielten uns eine Weile lebhaft miteinander. Dann empfahl er sich wieder.

Kaum war er fort, so fragte Steffens erregt: Nun, was sagen Sie zu meinem Freunde?

Ja, antwortete ich, er scheint ein bißchen absonderlich zu sein, aber er gefällt mir wohl. Schwanenburg ist durch und durch Idealist, fuhr Steffens fort und schilderte mir seinen Freund Klaus in lebhaften schönen Farben. Dies bewirkte, daß ich mich gegen die Mutter besonders günstig über meine neue Bekanntschaft aussprach.

Einige Zeit darauf begegnete mir Herr Schwanenburg wieder. Trotz Schnee und Eis schien er an Hitze zu leiden; wenigstens trug er seinen Hut unterm Arme. Sobald er mich erkannte, rief er aus: O wie schön ist es, daß ich Sie treffe, ich habe mich soeben längere Zeit mit Ihnen unterhalten. Als er meine Verwunderung bemerkte, fuhr er fort, während er sich ohne weiteres mir anschloß: Sie müssen wissen, es ist meine Eigentümlichkeit, meine Gedanken in ein Zwiegespräch zu kleiden. Seitdem ich Sie kenne, spreche ich viel mit Ihnen. Früher hielt ich meine Gedankengespräche mit einer edeln, älteren Frau. Jetzt ist aber deren Bild bei mir verwischt; ich habe sie zu lange nicht gesehen.

Dann erzählte mir Herr Schwanenburg, worüber er mit mir geredet habe: Als Waisenknabe von fremden Menschen erzogen, sei im besondern Sinne des Wortes der liebe Gott sein Vater gewesen, an den er sich in allen großen und kleinen Angelegenheiten des Lebens gewendet habe; er habe sonst auch niemand gehabt, dem er sich habe anvertrauen mögen. Hierdurch sei sein Verhältnis zu Gott ein sehr inniges geworden, und mit Begeisterung habe er bei den großen orthodoxen Professoren Kolleg gehört. Seine Vaterstadt habe ihn erziehen lassen und gewähre ihm jetzt auch die Mittel zum Studium der Theologie. Jetzt habe er vollständig seinen Bibelglauben verloren und dadurch sei sein persönliches Verhältnis zu Gott auch wesentlich erschüttert worden. Er beabsichtige nun vom Studium der Theologie zurückzutreten, mit so großen äußern Nachteilen dies auch für ihn verbunden sein möge. Ich glaube wohl, es ist ein Wesen da, unsäßbar, unbegreiflich groß — ein Mittelpunkt, der wie die Sonne am Firmament alles durchleuchtet, ein Licht, ein ewiges Licht! Aber ich kann es nicht ausdrücken, was ich denke, was ich innerlich schaue, sagte er stotternd und mit zitternder Stimme.

Wenn er über die erhabensten Dinge redete, so brachte er überhaupt alles nur stoßweise über die Lippen; was ihn bewegte, war zu groß für die menschliche Sprache. Durch den Ausruf: Ich kann ja gar nicht sprechen, ich habe nie gewußt, daß ich nicht sprechen kann, unterbrach er wiederholt seine eigne Rede.

So war ich plötzlich, bei unsrer zweiten Begegnung, die Vertraute eines Abtrünnigen geworden. Ich riet ihm, sich vertrauensvoll an einen Geistlichen zu wenden, und fügte hinzu, daß er in hohem Maße meine Teilnahme erzeuge. Was soll ich aber nun anfangen? fiel er mir ins Wort, muß ich doch darauf gefaßt sein, daß meine Vaterstadt ihre Hand von mir zurückziehen wird. Ich erteilte einen Rat, über den ich in diesem Augenblick selbst lachen muß. Ich riet ihm: Werden Sie Seemann, als solcher verdienen Sie gleich, was Sie brauchen, und die frische Luft wirkt wohlthätig auf die Nerven. Auf diese Antwort war er nicht gefaßt; er sah mich bestürzt an und empfahl sich.

Einige Stunden später hatte er bereits seinem Freunde Steffens, aber nur ganz beiläufig, ohne etwas über den Inhalt unsers Gesprächs hinzuzufügen, erzählt, daß er mich gesprochen habe. Nach acht Tagen kam nun Steffens in

großer innerer Erregung zu uns, und brachte die Nachricht, Schwanenburg habe den Glauben verloren und wolle Philologie studiren. Als er hörte, daß sein Freund mir dies alles selbst bereits anvertraut habe, war er sehr verwundert; merkwürdig war es ja auch.

Später machte Schwanenburg bei uns Besuch und nahm an unsern Leseabenden Theil. An diese denke ich mit Entzücken. Unser Hauswirt, der Direktor, führte den Vorsitz und gab dem Ganzen die Weihe. Auch übte er Kritik und legte oft seine Freude über mein „Organ“ an den Tag, worunter er meine Aussprache verstand. Die andern nutzten dies aber auf und neckten mich mit meinem „Organ.“ Der Direktor selbst las vorzüglich. Es war geradezu erschütternd, wenn er, z. B. als Kreon in der Antigone, durch seine Stimme der Leidenschaft Ausdruck lieh. Auch verstand er es meisterhaft, durch eine hingeworfene Bemerkung unser Interesse für das Gelesene zu erhöhen. Und vor allen Dingen besaß er eine rührende Geduld. Die Mutter schüttelte manchmal den Kopf, wenn ich ihn so hartnäckig mit meinen Fragen belästigte, aber ich fühlte, daß es ihm Freude machte, mir Rede und Antwort zu stehen.

Auf der Akademie gab ich mir unsägliche Mühe. Die Professoren und Lehrer rühmten meinen Fleiß und behaupteten, ich machte Fortschritte. Ich selbst merkte nichts davon. Plötzlich bekam ich kranke Finger und mußte mich schmerzhaften Operationen unterziehen. Nun konnte ich monatelang nicht malen. Kaum war dieses Leiden gehoben, da verfiel ich einer innern Krankheit, die einen guten Theil meiner Kräfte aufrieb.

Als Wiedergenesende folgte ich der Aufforderung eines Verwandten, seinem Hausstande vorzustehen, da seine Frau und seine Kinder gleichzeitig darniederlagen. Plötzlich stand ich vor einem Wirkungskreise mit großer Verantwortlichkeit, aber davor scheute ich mich nicht. Mit Gottvertrauen ging ich an die Arbeit, und des Himmels Segen ruhte auf allem, was ich anordnete oder selbst that. Meine Krankenpflege wurde vom schönsten Erfolge gekrönt, und des Dinkels Häuslichkeit ließ nach seiner Versicherung nichts zu wünschen übrig. Das wollte aber etwas sagen, denn er war ein Pedant, wenn auch ein liebenswürdiger.

Als ich sah, daß ich entbehrlich wurde, kehrte ich zur Mutter zurück, in deren Stillleben inzwischen als ein Ereignis der Weggang unsers täglichen Gastes gefallen war. Herr Steffens hatte auswärts eine Stelle als Hauslehrer angenommen.

Als ich nun meine akademischen Studien wieder fortsetzte, gelangte ich von Tag zu Tag mehr zu der Überzeugung, daß ich wohl eine gemachte, aber keine geborne Künstlerin würde werden können. Der Gedanke drückte mich nieder. Dies merkte die Mutter, und in ihrer feinen Herzensgüte bat sie mich, ihretwegen von der künstlerischen Laufbahn zurückzutreten. Ich fügte mich diesem Wunsche.

Da saß ich nun wieder ohne Beruf und Wirkungskreis. Aber zwischen mir jetzt und der Elisabeth vor ihrer zweiten Wallfahrt in die Residenz bestand ein großer, gewaltiger Unterschied. Damals jagte ich dem vermeintlichen goldnen Glücke nach — und jetzt, ich wünschte nichts andres, als Gottes Willen zu erfüllen.

Ich war reich an überflüssiger Zeit. Mein Gewissen verbot mir, diese in den landläufigen Tändeleien zu vergeuden; aber es widerstrebte mir auch jede Thätigkeit, durch die ich andern das Arbeitsfeld und dadurch das Brot geschmälert hätte. Meine Mutter und ich besaßen, was wir zum Lebensunterhalt bedurften. Früher kannte ich nur Menschen mit gegebenen Pflichten, und die beneidete ich, oder Menschen ohne solche, und zu denen hatte ich mich gerechnet. Ich war zu dieser Einteilung gelangt, weil ich nur an häusliche oder Berufspflichten gedacht und mich überhaupt mit meinen Gedanken nur in den engsten Kreisen des menschlichen Daseins bewegt hatte. Durch Zeit und Erfahrungen war mein Blick weiter geworden.

Die Bilder, die meine Seele jetzt bewegten, zeigten mir das Leben in seiner ganzen nackten Wirklichkeit. Es waren meist nur Umrisse und Skizzen, aber auch packende Ausführungen in den grellsten Farben, und sie führten mir insgesamt Arme, Kranke und Elende vor, deren Blicke gegen mich zu sprühen schienen. Aber welche Ansprüche konnten sie an mich erheben, an mich, das schwache Mädchen? Es giebt eine Lichtahnung, welche dem Durchbruch der Sonne vorausgeht. In diesem Zustande befand sich jetzt meine Seele, als ihr allmählich klar wurde, daß niemand auf Erden ohne Pflichten gegen die Allgemeinheit sei, und daß es ein Verbrechen gegen Gott und Menschen sei, wenn jemand den Egoismus zum obersten Gesetz für sich erhebe. Tag und Nacht befand ich mich in Sinnen und Gedankenspinnen; oft rang ich förmlich, „bis die Morgenröte anbrach.“ Da erkannte ich, daß meine Gedanken sich gerade um den Kernpunkt des ganzen Christentums bewegten und daß die von mir gepriesenen „Pflichten gegen die Allgemeinheit“ in der Liebe zu Gott und zum Nächsten erst ihre rechte Gestalt und Beleuchtung erhielten.

Um dieselbe Zeit fügte es sich, daß ich von der Kanzel aus dem Munde eines großen Gottesgelehrten begeisterte Worte vernahm, die mich tief erschütterten. „Geh hin und kümmerge dich um die Armen!“ — hiermit schloß er seine Predigt in bittendem Tone.

Ich sträubte mich in gewissem Sinne dagegen; meiner persönlichen Eigenthümlichkeit widerstrebte alles, was nicht sauber, zierlich, blumenduftig war. Aber der Mahnruf ließ mir keine Ruhe, er hatte eine vollständige Umwälzung in meinem Innern hervorgerufen, und was ich auch unternehmen mochte, er beschäftigte mich immer wieder von neuem. Gleichzeitig forschte ich in der Bibel und fand überall Bestätigungen meiner innersten Erlebnisse. In „Erlebnisse“ hatten sich meine anfänglich flüchtigen Gedanken allmählich umgewandelt.

In wie anderm Lichte erschien mir jetzt aber manches, was ich in dem Buche der Bücher fand! So das Lazarus-Evangelium. War es bisher nur für mich ein Hörtörchen von dreizehn Versen mit guter Moral gewesen: so erkannte ich jetzt darin die Flammenschrift der göttlichen Weltordnung. Gott ist die Liebe, und seine Liebe verlangt, daß wir Menschen uns untereinander lieben. Statt dessen gehen wir teilnahmslos an einander vorüber und kümmern uns nicht um einander. Mancher blickt sogar über den Kopf seines Nebenmenschen kaltblütig hinweg, obgleich dessen Elend ihm unmittelbar vor Augen liegt. So ist es bei dem reichen Manne im Evangelium der Fall. Der arme Lazarus war eigens von mitleidigen Menschen, die außer stande waren, selbst zu helfen, vor die Thür des reichen Mannes gelegt worden, damit dieser ihn beachte. Trotzdem bekümmerte sich der Reiche gar nicht um ihn. Das ist frevelhafte Auflehnung gegen des Allmächtigen unzweideutiges Gebot und verlangt Sühne, denn Gott ist die Liebe, aber auch die ewige Gerechtigkeit. Wegen seines Ungehorsams wird der Reiche den Höllenqualen überliefert. Ein fürchterlicher Ernst leuchtet aus dieser Erzählung hervor. Überhaupt läßt unser Heiland es an Deutlichkeit nie fehlen, wenn von den Pflichten der Besitzenden die Rede ist. Sagt er doch, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Würde der Herr wohl diesen großartigen Vergleich gewählt haben, wenn er nicht die ganze Schwere des Gedankens auch durch die Wucht des Ausdrucks hätte zur Geltung bringen wollen?

Je mehr ich mich in alles dies vertiefte, desto entschiedner verlangte mein Gewissen, mich in irgend einer Weise an der Vinderung des sozialen Elends zu beteiligen.

Eine Unterbrechung meines Lebens bildete eine Reise in die sächsische Schweiz, die mich körperlich erfrischte. Andererseits fühlte ich mich aber auch, während die schönsten Naturbilder an mir vorüberglitten, oft wieder innerlich beunruhigt. Beim Nachdenken über die Pflichten der Wohlhabenden gegen die Armen malte ich mir aus, welche Verbesserung in der Lage der Armen eintreten würde, wenn alle unverheirateten oder verwitweten Frauen den Überfluß ihrer Zeit und Kräfte der Armenpflege widmeten.

Im Zusammenhange mit diesen Vorstellungen kam mir der Wunsch, einen neuen Stand berufsmäßiger Armenpflegerinnen ins Leben zu rufen. Diese sollten in ihren häuslichen Verhältnissen bleiben, aber dauernde Anlehnung an eine Behörde finden, die ihnen allgemeine Verhaltensregeln und Unterweisung über die besondern örtlichen Verhältnisse erteilte. Ich stellte mir vor, daß Tausende von deutschen Frauen und Jungfrauen sich glücklich schätzen würden, plötzlich in einen menschenfreundlichen Wirkungskreis und einen ehrenvollen Beruf eintreten zu können.

Zunächst handelte es sich darum, eine Persönlichkeit zu finden, welche die Welt für diese Idee einzunehmen und zu gewinnen verstünde. Daß ich selbst

hierzu befähigt oder geeignet wäre, glaubte ich wohl; auch stand mir das Programm, wie alle Einzelheiten zu behandeln wären, klar vor Augen. Andererseits sagte ich mir, daß, wenn ich die Sache überhaupt in die Hand nehmen und beginnen wollte, ich mein Leben lang meine ganze Persönlichkeit ausschließlich daran setzen müßte. Ich verhehlte mir nicht, daß ich in demselben Augenblicke, wo ich einen Aufruf an meine Mitschwester erließe, im Interesse der Sache, mithin aus rein praktischen Gründen, mir jeden Gedanken an eine etwaige Verheiratung aus dem Sinne schlagen müßte.

Das vermochte ich nicht. Bald wollte ich es, bald wieder nicht, heute war ich so, morgen wieder anders gesinnt. Ich schwankte hin und her und hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen. Zu einem Abschluß gelangte ich nicht. Das einzige, wozu ich mich entschloß, war, daß ich mich persönlich einem Geistlichen für die Armenpflege zur Verfügung stellte.

Während dieser Zeit verkehrte Herr Schwanenburg viel bei uns. Sein Umsatteln hatte nicht die ungünstigen äußeren Folgen nach sich gezogen, die er anfangs befürchtet hatte. Zu meiner inneren Beruhigung trug er nicht bei. Der schöne Jüngling fesselte mich; von Liebe zu ihm war zwar keine Rede bei mir, aber ich hegte die Empfindung, daß er vielleicht mit der Zeit Gewalt über mein Herz gewinnen könnte. Hiervor fürchtete ich mich. Ich sagte mir, daß eine Gemeinschaft mit jemand, der ausgesprochenermaßen unter den Spöttern sitze, eine Unmöglichkeit sei.

Nachdem er gelegentlich einmal wieder mit einer gewissen Leichtfertigkeit sich seiner Gottesleugnung gerühmt hatte, beriet ich mit der Mutter, ihn schriftlich zu ersuchen, den Verkehr bei uns aufzugeben; die Verschiedenheit unsrer religiösen Anschauungen lasse dies wünschenswert erscheinen. Als er wiederkam, händigte ich ihm persönlich den Brief ein. Er las ihn sofort und wurde ganz bestürzt, schien aber meine Gründe zu verstehen. Vielleicht war dies die erste empfindliche Folge, welche sein Abfall vom Glauben nach sich gezogen hatte. Wir nahmen stillen, freundlichen Abschied von einander.

Umsomehr überraschte es uns, als tags darauf Herr Schwanenburg sich bei mir melden ließ. Die Mutter ging ins Nebenzimmer. Klaus erschien in feierlicher Kleidung und mit der Miene eines Menschen, der etwas auf dem Herzen hat. Während ich auf dem Sofa Platz nahm, setzte er sich mir gegenüber und hielt eine längere, wenn auch bisweilen durch Pausen unterbrochene Rede. Er bat mich zunächst, meine Gesundheit bei der Krankenpflege nicht aufs Spiel zu setzen, sondern mich für meine Mutter zu erhalten und — für ihn. Dann malte er aus, welche Vorzüge ein gemeinsames Leben und Wirken in sich schliesse und wie köstlich es sein würde, wenn er nur erst seine Studien beendet hätte und wir im Verein die Not vieler Armen lindern könnten. Er schloß mit Versicherungen, wie hoch und wert er mich schätze und wie lieb er mich habe.

Wie sollte ich dies alles deuten und verstehen? Du hättest kein weibliches

Herz haben müssen, wenn du dich anders benommen hättest! ist mir später zu meinem Troste gesagt worden. Arglos glaubte ich, Herr Schwanenburg habe mir einen Antrag gemacht, und während ich in sein schönes, reines Antlitz blickte, dachte keine Faser meines Herzens daran, daß ich einem Gottesleugner gegenüberstehe, sondern mein Herz schmiegte sich bereits an das seinige. Aber während meine Brust von der zartesten Empfindung schwoll und meine Lippen nur wenige Worte leise hervorzubringen vermochten, durchzuckte plötzlich meine Seele eine Ahnung und siehe da! sie hatte das Richtige getroffen. Der Phantast hatte gar nicht an eine Heirat, sondern nur an ein wirtschaftliches Zusammenleben gedacht. Ich fühlte mich aufs tiefste beleidigt und gekränkt. In dieser Demütigung erblickte ich eine Strafe des Allmächtigen. Hätte ich der inneren Stimme, die mich ganz und gar für die soziale Arbeit gewinnen wollte, nicht ein so unterschiedenes Nein entgegengesetzt, so würde mir der Gedanke an eine eheliche Verbindung gar nicht so nahe gelegen und mich nicht irregeleitet haben. Außerdem betrachtete ich den Vorfall wie eine Prüfung, in der ich mich nicht bewährt hatte. Ich sagte mir, daß ich nicht würdig sei, schon jetzt mit meiner großen Idee an die Öffentlichkeit zu treten, da ich noch nicht die Kraft besäße, nur ihr zu leben, und ich beschloß daher, ruhig zu warten, bis ein unzweideutiger Ruf von außen an mich heranträte. (Schluß folgt.)



Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller, Professor in Tübingen. 20. Band: Das Jahr 1886. Berlin, F. Springer, 1887.

Eine „Geschichte“ der Gegenwart läßt sich bekanntermaßen aus vielen Gründen nicht schreiben, wohl aber einen brauchbaren Rückblick auf die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, und einen solchen sind wir seit fast zwei Jahrzehnten gewohnt, aus der Hand des Verfassers zu empfangen. Geschickte Anordnung des Stoffes, Frische und Uebersichtlichkeit der Darstellung kaum entschwundener Dinge und ein verständiges politisches Urtheil über sie machen den neuen Band, wie die vorigen, allen Zeitungslesern empfehlenswert. Was verschiedenen Blättern über das Verhalten des Königs von Baiern im Jahre 1870 und namentlich über dessen Kaiserbrief nach- erzählt wird, bedarf theils der Berichtigung, theils der Ergänzung, die sich gegenwärtig aber noch nicht geben läßt.

Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg. Heft IV: Die oberesslische Baumwollenindustrie und ihre Arbeiter, auf Grund der That- sachen dargestellt von Dr. Heinrich Hertner. Straßburg, K. Trübner, 1887.

Der Verfasser behandelt den nicht bloß für Fachleute, sondern für die weitesten Kreise interessanten Gegenstand zum erstenmale in vollkommen befriedigender Weise, d. h. wissenschaftlich und doch auch für Laien verständlich und lehrreich. Das erste